

Schädel; keine Augen, aber Glöser; keine Ohren, aber Luser oder Wafel; keine Nase, aber ein Nest; keinen Mund, aber eine Gochn, Dreänsch; keinen Hals, aber einen Raunzen; keine Hand, aber Pragen; keinen Bauch, aber eine Wampn, keine Büße, aber Dagn.

Man muß mit den Leuten reden können; „deutsch“ muß man mit ihnen reden, wie sie sagen. Ein Arzt fragte einen Bauernknecht, dem es im Kopf fehlte: „Fühlen Sie Beschwerden im Kopf?“ — „Om?“ — „Habt's Ihr Schmerzen im Kopf?“ — „Om?“ — „Ob dir der Schädel brummt?“ — „O freili und wia!“ — Ein Bamberger Gärtner (G.) spricht mit einem Norddeutschen (N.), während beide essen. N.: „Ach! Ist die Suppe häß; finden S' es ooch?“ — G.: „Häß? Des weä bei uns a Häß (Hesse); Sie wolln sogn: sie is baas.“ — N.: „Baas? Ne, des is en' Tier mit langen Ohren.“ — G.: „Ra, des is baruns (bei uns) a Hoos.“ N.: „Hoos? Was denken Sie, da is ia en Klee-dungstück fir die Beene.“ — G.: „A halci (ach beileibe nicht), des haasn mir a Husn“.

Aus dem Gesagten ergibt sich: Die Mundart ist bezeichnend für die Eigenart der einzelnen Stämme und Landschaften. Jeder Volkstamm hat ein anders gefärbtes Innenleben und darum auch eine andere Ausdrucksweise. Dem plattdeutschen Dichter Klaus Groth schrieb ein bairischer Schriftsteller zum 70. Geburtstag: „I moan, daß a die Mundart ihr Recht hat, und der Schwob, der Bayer, der Frank' und der Niederdeutsche und wia ollt boahn, Gfagnln und Gschichtn schreibn solln, wia eahna der Schnobel groochjn is. Dös schadt dem Hochdeutschen gar niz nüt. Aber: natürlu muas alles sein und nüt a bloße Fegerei für d' Stabileut.“

Der Bauer, der seine Mundart spricht, der redet, „wie ihm der Schnabel gewachsen ist“, ist eine kernige, in sich geschlossene Erscheinung; der Bauer, der auch unter den Seinen Hochdeutsch oder ein halbes Hochdeutschschmäh zu reden versucht, macht meist den Eindruck eines halben Menschen, der aus seinem Gleichgewicht gekommen ist. Klaus Groth, der das Beste über die Mundart geschrieben und selber sie als Künstler gehandhabt hat, ist derselben Ansicht: „Der Bauer, der in seiner Sprache redet, frei und sicher, ist ein Mann; er bringt uns den Lebenshauch einer eigenen Welt und Weltanschauung mit, so eng, so begrenzt, so hart sie sein mag; er kommt nie an uns heran ohne irgend eine Erfrischung der Seele. Ein hochdeutsch stammelnder Bauer ist ein Zerstückeltes, ein kalter Abdruck unser selbst.“

Die Mundart ist auch im Ausland widerstandsfähiger als das Hochdeutsche. Hans Grassberger behauptet: „In Amerika verschwindet in der zweiten Generation das Schriftdeutsch der deutschen Einwanderer vollständig. Zur Not sprechen noch die Kinder bei Tisch mit den Eltern deutsch; sobald das Essen vorüber ist, verfallen sie wieder ins Englische. Ueber die zweite Generation hält sich keine deutsche Familie, die Schriftdeutsch spricht. Aber alle, die eingewandert sind seit 50 Jahren, die einem Dialektboden entstammen, seien es Plattdeutsche, Franken, Sachsen, Schwaben, Bayern, Oesterreicher, Steirer die behaupten ihre Mundart im englischen Amerika.“ — 1899 gab es in Amerika gegen 45 große plattdeutsche Vereine, die in enger Fühlung mit Klaus Groth standen. — 1916 hat man die russischen Gefangenen

schwäbischer Abstammung, die seit Jahrzehnten durch die russische Regierung von jedem Gebrauch der schwäbischen Schriftsprache abgehalten worden waren, auch des schwäbischen Gesangbuches sich nicht mehr bedienen durften und nur im Umgang miteinander schwäbisch redeten, mit Blüchern in schwäbischer Mundart verjorgt, die sie auch verstanden haben.

Leider verläßt die Mundart immer mehr, vermischt sich immer stärker mit dem Hochdeutschen und verwildert dadurch. Da es ist die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß sie zu Grunde geht, einer Mischsprache oder Allerweltsprache Platz macht. Einst hat die Heimatdichtung (durch Hebel, dessen alemannische Gedichte 1803 erschienen, durch Klaus Groth und Fritz Reuter) die Mundart in die Literatur eingeführt. In der Folgezeit ist sie zum Teil etwas in Verruf gekommen, zur „Fegerei“ geworden. In Vers und Reim gebrachte Witzegeichten und Ulfereien — oft auf Kosten des Landes, damit es für den Städter was zum Lachen gibt — haben die mundartliche Dichtung herabgewürdigt. Sie wäre zu etwas Besseren da!

Dom Hauszeichen zur Hausnummer.

Es sind jetzt rund hundert Jahre her, daß bei uns in Deutschland die Numerierung der Häuser sich allgemein eingebürgerte. In Frankreich war man mit dieser Neuerung vorangegangen, und in Paris wurde die Hausnumerierung bereits von 1760—1775 durchgeführt. Bei uns wollten viele Städte, nachdem Berlin 1798 mit der Numerierung vorangegangen war, von der neuen Einrichtung nichts wissen. Bezeichnend dafür ist die Haltung des Breslauer Magistrats, der noch 1823 in einem schriftlichen Gutachten diese Maßnahme für überflüssig erklärte und betonte, in Berlin sei die Numerierung dem „Verlaute nach“ mit viel Unbequemlichkeit und Unzufriedenheit verknüpft gewesen. Freilich mußte sich dann auch die schlesische Hauptstadt auf eine scharfe Verordnung der Regierung hin zur Einführung der Hausnummer entschließen, und so ist es ähnlich vor 100 Jahren vielen anderen Städten gegangen. Unsere Altvorderen in der mittelalterlichen Stadt bedurften solcher Nummern nicht; die Häuser wurden nach ihren Besitzer genannt, und bei der Kleinheit der Verhältnisse war das durchaus genügend. Als aber dann im späten Mittelalter die Häuser sich vergrößerten und nicht jedem der Name des Eigentümers geläufig war, da half sich die lebhafteste Volkspoesie mit allerhand Hausbildern und Hauszeichen, die einen so gemütvollen und bunten Schmuck alter Städte bilden und die sich zum Teil noch bis heute erhalten haben. Humor und Laune, Zierfinessinn und Lebensweisheit spiegeln sich in diesen Sinnbildern und Anschriften die aus fast allen Gebieten des Himmels und der Erde herbeigeht sind.

So hatten die Häuser ihre merkwürdigen und bezeichnungreichen Hausbilder, mochte es nun ein blauer Adler, ein grüner Polade, ein verkehrter Stiefel oder ähnliches sein. Erst im 18. Jahrhundert, als die Häuser gezählt und im Hypothekenbuch verzeichnet wurden, kamen die, wa. Hypothekennummern

neben die Haustüren. Aber es war nicht ganz leicht, sich nach ihnen zurechtzufinden; sie gingen nämlich fortlaufend durch die ganze Stadt und bildeten wahre Zahlenungeheuer, da sie bis in die Tausende stiegen. So war zu Anfang des 19. Jahrhunderts ein allgemeiner Wirrwarr in den Häuserbezeichnungen eingerissen, so daß selbst der Einheimische sich nur mit Mühe zurechtfinden konnte. Deshalb wurde eine neue zweckmäßige Numerierung zur Notwendigkeit, und sie wurde von der preussischen Regierung allgemein vor 100 Jahren durchgeführt. So erhielt denn jedes Grundstück eine Nummer die neben der Haustür befestigt werden sollte: die Nummern waren gleichmäßig in Form und Farbe: oval weiße Täfelchen mit schwarzen Zahlen. Für die Befestigung der Tafel mußte jeder Hausbesitzer drei Silbergroßen zahlen, und da 3428 solcher Nummern angebracht wurden, so berechnete man die ganzen Kosten der Numerierung auf 1400 Taler. Die Bürgerschaft wollte natürlich von der „neumodischen“ Einrichtung nichts wissen, und der Magistrat mußte ihnen die Verwendung der Nummern zu ihrem eigenen Vorteil dringend ans Herz legen. Noch lange konnte man sich an die neuen Hausnummern nicht gewöhnen, gebrachte die drei alten Bezeichnungen neben der neuen oder fügte sie wenigstens in Klammern hinzu. Erst ganz allmählich hat man sich daran gewöhnt, die Häuser nur nach den Hausnummern zu bezeichnen.

Winkel und Gäßchen.

Schnelle Autos und Motorräder rattern durch die Straßen der Stadt. Dampfen, ein durch Markt und Wein gehendes Heulen von Sirenen, schwerfälligem Poltern von Fuhrwerken, Ausrufen der Straßenhändler und wildes Stimmengewirr hallen an den Häuserfronten wieder. Ein hastendes Hin- und Her, das ist das Gepräge unseres ruhelos vorwärts drängenden Zeitalters.

Wie ein traumhaftes Märchenbild mutet dagegen eine stille Gasse an, in die der Blick des Beschauers fällt. Wie die tobende Brandung an den Felsenklippen zerschellt, so verträumt das lärmende Getöse der belebten Straßen an der Schwelle der Gasse. Sperlinge piepsen und Labbalgen sich um ein Stückchen Brot. Ein Budel liegt in der Tür und philosophiert über den Kleinkrieg der Spaten auf dem Damm. Langsam kränzelt der Rauch aus den Schornsteinen der kleinen Häuser. Freundlich blüht die strahlende Sonne in die mit Blumen geschmückten niedrigen Fenster. Feu und wilder Wein ranken an den Häuserwänden empor. Leise vom Wind bewegt, nicken sich die Blätter freundlich zu. Verstoßen kofettiert der wilde Wein mit dem Feu seines Gegenübers. Eine Cafe stiller Beschaulichkeit der lärmenden Welt.

Das Dämmern in der Schmiede tönt mit seinem Klingklang hell durch die Gasse. Meister und Gesellen sind emsig bei der Arbeit vor der rauchenden Esse. Die Koble knistert und das Herdfeuer flackert lustig um das harte Eisen. Die von den fehnigen Armen der Schmiede geschwungenen Hammern sausen mit wuchtigen Schlägen schwer auf das rotglühende Eisen nieder, daß die Funken nach allen Seiten fliegen. Ein glühender Stab sisket und brodelt in einem Eimer